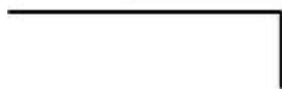


**LIMIT**



Copyright © 2014 by Jo Krall  
LIMIT Verlag  
Alle Rechte vorbehalten  
ISBN-10: 1500961086  
ISBN-13: 978-1500961084

Jo Krall

DIE KATASTROPHALE  
METAMORPHOSE  
DES OVID

Roman

Bearbeitet von Hugo C

LIMIT Verlag



## Tag 1 – Mittwoch 16. Juni

Der Schlaf ist die Phase des Lebens, in der Menschen es nicht vermeiden können, unschuldig zu sein. Die Kreatur in meinem Bett schaffte es dennoch, mir Angst einzuflößen. Ihrem Atmen haftete eine undefinierbare Qualität an. Das leichte Rasseln, die Andeutung eines Röchelns und der unterschwellig pochende Rhythmus zielten darauf ab, mich in Panik zu versetzen. Voller Furcht versteckte ich mich im Halbschlaf unter meinem Kissen und kroch in die äußerste Ecke meiner Bettseite. Stunden war ich wach gelegen und hatte sie beobachtet. Immer wieder schreckte ich aus Sorge auf, mich verraten zu haben.

Den Verdacht hatte ich vor einiger Zeit gefasst, die Gewissheit verdankte ich minutiösen Beobachtungen. Was hatte von meiner Ehefrau Besitz ergriffen? Gedanken an silbrig glänzende, schlangenartige Geschöpfe, die sich durch ihre Körperöffnungen gezwängt und in ihrem Inneren eingenistet hatten, durchzuckten meine Vorstellung. Verzweifelt versuchte ich, mir mein Wissen nicht anmerken zu lassen. Meine Hände zwang ich, ehelich pflichtbewusst zu tasten. Sie entlockten der Kreatur irritierte Laute. Es blieb mir erspart und erleichtert stand ich auf. Mein diffuser Schatten flüchtete mit mir in das Badezimmer, tanzte um mich herum und betrat die Dusche. Unter ihrem Strahl reinigte ich mich von dem Ekel und den anhaftenden Gerüchen der letzten Nacht.

Auf dem Weg zur Arbeit litt ich in der U-Bahn unter den Menschenleibern, die sich an mich pressten und mir den Atem stahlen. Sie musterten mich und wechselten sich untereinander in meiner Bespitzelung ab. Mit ihren Blicken übergaben sie einander die Stafette der Dienstaufsicht. Die Matrone, perfiderweise mit einem Schulkind bewaffnet, war jetzt an der Reihe. Sobald ich sie enttarnt hatte, beauftragte sie den alten Mann in der Ecke und verließ den Waggon. Endlich erreichte ich meine Station und konnte der Armee der U-Menschen entfliehen, die vor mehreren Jahren das Kommando über die U-Bahn übernommen hatten. Wir lebten in einem Waffenstillstand, der jederzeit enden konnte. Sie herrschten im Untergrund und wimmelten in den Stationen wie die Ratten. Gelegentlich entkam einer von ihnen der Überbevölkerung und versuchte, an der Oberfläche zu überleben. Die Ober-Tag-Menschen setzten sich bisher erfolgreich zur Wehr. Es blieb das Gefühl, dass sich die Schleusen der Stationen jederzeit öffnen könnten und Scharen von U-Menschen sich über uns ergießen würden.

Im Büro angekommen, holte ich mir einen Kaffee und setzte mich in mein Zimmer. Meine Kleidung war verschwitzt, mein Haar in Unordnung. Erfahrungsgemäß würde mir in vier Minuten niemand mehr die Aufregungen des Morgens ansehen. Es ist erstaunlich, an welche Leiden sich der Mensch in Krisenzeiten gewöhnen kann.



Nicht viele Mitarbeiter verfügen über einen eigenen Raum. Meiner war schmal. Ein Schreibtisch, ein alter, knarrender Drehstuhl, der viele meiner Vorgänger verspürt haben musste und zwei braune Plastikschalensessel mit ehemals verchromten Beinen. Gelegentlich besuchte ein Politiker oder höherer Beamter die Konsumentenberatungsstelle. Frau Malowas, die Leiterin, führte diese mit Vorliebe in mein Büro. Nicht, um mich vorzustellen, sondern um zu verdeutlichen, unter welchem Geldmangel wir litten. Sie begafften mich angewidert in meinem Arbeitsbereich wie der Kammerjäger die Küchenschabe.

Pünktlich um neun Uhr legte ich meine Zeitung zur Seite, trank den Kaffee aus und trat aus meinem Büro. Davor hatte sich eine ansehnliche Menschenmenge angesammelt. Sie kamen aus allen Bevölkerungsgruppen: alte Witwen, Handwerker mittleren Alters, Lehrlinge, gehetzte Büroangestellte mit Blick auf die Uhr und einer guten Erklärung, warum sie zuerst Einlass finden sollten, Migranten mit schäbigen Sakkos und schlecht gebügelten Hemden, versteckt unter dunklen Polyacrylpullovern. Bei der Rückkehr aus der Kaffeeküche zwang ich mich zur Frage, wer der Erste gewesen sei. Eine Dame mittleren Alters mit fülliger Statur trat vor und ich ließ sie eintreten.

„Weber. Vor drei Monaten kaufte ich einen Staubsauger. Drei Monate hat der Vertreter gesagt, müsse ich nichts zahlen und ein Jahr lang sehr wenig. Jetzt kam die erste Rechnung und ich kann sie nicht überweisen. Was soll ich machen?“



Nervös wiegte ich meinen Körper hin und her und wich ihren Blicken aus. Ich mochte diese Firma nicht, sie war böse. Meine Augen fixierten die Teppichfliese in der nordöstlichen Ecke und sprangen zur nächsten auf der Diagonale. Alle Punkte der Linie markierte ich, jeweils 280 Millisekunden lang. Nach präzise 4.480 Millisekunden antwortete ich:

„Vertrag. So, so, Firma Garidans. Übel, übel. Fünf Mal der Preis vom Geschäft, fünf Mal. Und die Zinsen: Doppelt so hoch, wie bei der Bank, doppelt.“

„Sie müssen langsamer reden, ich verstehe sie fast nicht!“

Ich gab ihr das Dokument zurück und murmelte: „Unsauber, nicht illegal, nur unsauber.“

„Das sagte mein Sohn auch. Nachher, als es zu spät war. Er meinte, ich solle zur Konsumentenberatungsstelle gehen. Die könnten mir helfen.“

„Schwer, sehr schwer. Vertrag gültig. Frist abgelaufen. Wieso nicht zahlen?“

„Wir haben nicht viel Geld. Gerade wurde das Auto meines Mannes repariert. Auf dem Bankkonto blieb nichts übrig. Wir müssen essen können.“

„Ja, ja. Essen. Verstehe. Leider. Kann nicht helfen.“

Die Hose der Frau war schwarz, das war mir entgangen. Ich musste sie ansehen. Sie war entrüstet: „Warum komme ich zu Ihnen, wenn Sie nichts machen können? Wozu sind Sie überhaupt da?“



Ich bemalte mein Gesicht mit Resignation, meiner neuen Lieblingsfarbe: „Manchmal finde ich ein Schlupfloch, manchmal. Hier nicht. Leider, kein Schlupfloch. Auf Wiedersehen!”

Sie schaute mich an, öffnete kurz den Mund wie ein Fisch, schloss ihn wieder. Bei der Türe stieß sie hervor: „Große Hilfe!”

Herein kam ein junges Mädchen in engen Jeans, knappes rosa T-Shirt, offensichtlich ohne BH. Es fiel mir schwer, den Blick von ihren Brustwarzen abzuwenden.

„Womit kann ich Ihnen helfen?”

Junge Mädchen mögen viele Worte und lange Sätze. Ich bemühe mich bei ihnen, so zu sprechen wie die anderen. Ich blicke ihnen auch in die Augen. Mittlerweile weiß ich sogar, wann und wie ich sie anfassen kann. Sie kicherte. „Wissen Sie, ich habe einen Blödsinn gemacht.”

„Was ist passiert?”

„Na ja”, sie nahm eine Strähne ihrer braunen Haare und führte sie gedankenverloren an ihren Mund, rutschte in ihrem Sessel umher und lehnte sich weit nach vorne zu mir. „Vor Kurzem kaufte ich mir ein Handy.”

„Und?”

Erneut kicherte sie.

„Leider telefonierte und simste ich soviel, dass ich die Rechnung nicht bezahlen kann.”

Das hatte ich bei ihrem Eintreten vermutet. Sie schaute nach unbezahlter Handyrechnung aus. Außerdem war die Zahlensumme



der Finger, an denen sie Ringe trug durch vier teilbar, wenn kleiner Finger rechts gleich eins und kleiner Finger links gleich zehn. Zu meiner Erleichterung galt das nicht für die inverse Zählung, bei der kleiner Finger rechts gleich zehn.

„Hm. Wo kauftest du das Handy?“ Scheinbar automatisch war ich in das vertrauliche „Du“ verfallen. Es war der notwendige zweite Schritt nach dem Kennenlernen einer Doppel-X zur Einleitung der Meiose.

„Im Elektromarkt im Einkaufszentrum. Es kostete überhaupt nichts und ich dachte mir, das wäre eine gute Idee und holte es mir.“

Nervös wetzte sie herum, den Kopf gesenkt. Ihre Haare rochen nach süßem Parfum, wie kleine Mädchen es schätzen.

„Bist du volljährig?“

Sie setzte sich in ihrem Plastikstuhl zurück.

„Erst nächstes Jahr.“ Ein trockenes Lächeln auf meinem Gesicht.

„Musstest du einen Ausweis herzeigen?“

„Nein“

„Wie lief das ab?“

„Ich ging in das Geschäft und füllte einen Antrag aus. Dabei schwindelte ich ihnen vor, achtzehn zu sein. Die Martina, meine ältere Schwester, sagte mir, sonst bekäme ich kein Handy.“

Ich betrachtete sie stumm und legte mein Gesicht in Falten, die einem Lächeln ähnelten. Den Trick mit den Augenmuskeln



bekomme ich nur gelegentlich hin. „Wie heißt du?“ Sie zögerte und runzelte die Stirn, bis ihre Züge wieder glatt wurden. Sie lächelte zurück und antwortete neckisch: „Nadou“. Nach einer kurzen Pause: „N-A-D-O-U Kolaric“.

Ich setzte mich an meinen Computer, der aus der Steinzeit der IT stammte. Erinnerung an ein goldenes Zeitalter, in dem Prozessoren mit Zahlen bezeichnet wurden. Sobald ich den Text in Normalo-Deutsch übersetzt hatte, gab ich ihr den Ausdruck.

„Unterschreib, schick ab. Kein Problem. Nur unterschreiben, schicken.“

Skeptisch sah sie mich an. Ich hatte vergessen, auf Doppel X-Modus umzuschalten. Gesichtsmuskeln an, in die Augen blicken.

„Das unterschreibst du und schickst es ab. Wenn das nicht reicht, kommst du wieder her. Als Minderjährige hättest du die Zustimmung deiner Eltern gebraucht. Der Verkäufer hätte deinen Ausweis kontrollieren müssen. Dann hätte er erkannt, dass du nicht volljährig bist. Die Argumentation ist nicht wasserdicht, für den Zweck genügt sie.“

Warum hatte der Verkäufer ihren Ausweis nicht kontrolliert? Vielleicht hatte sie ein Sexspiel mit ihm gespielt. Kein BH, ‚zufällig‘ vorgebeugt, mit ihren weichen Brüsten seinen Arm gestreift. XY funktionieren so, Kleinhirn gesteuert. Schlüsselreize führen zu Gehirnrindenausfall, Doppel-X wissen das. Drücken unsere An-/Ausknöpfe, wie wir Maschinen betreiben. Wir sind die Automaten der Frauen, ihre Körper die Lochstreifen für unsere



Programmierung. Oder sie hatte den Ausweis ihrer Schwester hergezeigt, Doppel-X glichen einander. Gesichter waren sekundäre Erkennungsmerkmale.

„Vermutlich ersparst du dir die Zahlung der Rechnung.“

Ihre Miene schaltete auf Dankmodus: „Toll, wirklich super. Vielen, vielen Dank!“ Sie nahm den Brief und ging schnell aus dem Zimmer. Die Anzahl der Wartenden war durch Sieben, aber nicht drei teilbar. Folglich ersparte ich es mir, den anderen Antragstellern zuzuhören. Zeitvergeudung an diesem Tag. Ich nickte immer zu und murmelte. Sie konnten den Bildschirm nicht sehen, dachten, ich fülle ein Formular aus, kein Sudoku. Solange ich vorgebe, ihren Namen und ihre Telefonnummer zu notieren, sind sie zufrieden.

Die offizielle Sprechzeit endete um 11 Uhr. Pünktlich zum Mittagessen um 12.30 Uhr hatte ich das letzte Sudoku gelöst. Meine Kollegen versteckten ihren Abscheu vor mir hinter geheuchelter Zuneigung. Auch heute winkten sie mir zu, als ich mit dem Tablett in der Hand durch den Speiseraum ging. Augenmuskeln an. Nach dem Kantinenbesuch habe ich oft Muskelkater im Gesicht. Frau Malowas fuhr in ihrem ewigen Monolog fort:

„Und ob Sie es glauben oder nicht, das Sozialministerium kopierte tatsächlich unsere Presseaussendung und fügte den gleichen Text in ihre Vorbeugungsbroschüre ein. Das ist eine Unverschämtheit, nicht wahr, Herr Krall?“ Frau Malowas war der einzige Mensch, der mich mit meinem Familiennamen ansprach.



Selbst mein Vorname, Jonathan, war ungebräuchlich, ich war einfach ‚Jo‘, manchmal ‚Herr Jo‘.

„Sie haben ganz recht, Frau Malowas.“ Ich aß weiter. Sie machte es mir leicht. Ihre Zuneigung zu Mitarbeitern war direkt proportional zu dem ihr gegenüber geäußerten Lob. Sie war der einfachste Stimulus-Response-Mechanismus, den ich kannte. Selbst Mikroben waren komplexer strukturiert als Frau Malowas.

Die nachmittägliche Sprechzeit von 13.30 Uhr bis 16.30 Uhr verging schnell. Punkt 17.30 Uhr verließ ich das Büro und machte mich auf den Heimweg. Um sechs Uhr zu Hause angekommen, begrüßte ich die vorgebliche Angelika. Aufgrund meiner Erkenntnis ihres wahren Selbst war ich nervös und befangen. Sonst saß sie zumeist im Arbeitszimmer und korrigierte Schularbeiten. Regelwidrig kauerte sie heute im Wohnzimmer auf der Couch, vor sich eine Tafel Schokolade und ein fast leeres Whiskyglas. Sie trank nie, schon gar nicht allein und erst recht nicht zu dieser Stunde. Hatte ihre Imitation in meiner Abwesenheit einen Fehler begangen? Meine Überlebenschance stieg mit jeder Imperfektion. Kenne die Schwächen deines Feindes! In der Nacht würde ich das in ihre Akte eintragen.

„Jo, bin ich eine schlechte Lehrerin? Sei ehrlich!“

Angelika-Modus einschalten.

„Wie kommst du darauf?“

Was die ursprüngliche Angelika außerhalb der Wohnung machte, besonders in der Schule, war mir unbekannt. Es hatte mich nie



interessiert. Sie hörte auf, zu existieren, wenn ich sie nicht wahrnahm. Nicht im wortwörtlichen Sinn, ich war kein Solipsist. Ihre Existenz hatte für mich einfach keine Konsequenzen. Zur Erleichterung unseres Zusammenlebens hatte ich ein geistiges Angelika-Modell angefertigt und meine Beobachtungen eingepflegt. Regelmäßig erschien eine neue Version. Mittlerweile wusste ich, wie sie auf meine Äußerungen reagieren würde. Zumeist konnte ich ihren Status innerhalb der Toleranzparameter stabilisieren, wie ein Techniker die Kernspaltungsrate eines Kernkraftwerks durch Veränderung der Anzahl an Grafitstäben.

„Schau dir diese Schularbeit an.“

Sie stand auf, ging in das Arbeitszimmer und holte einen Stapel Hefte. Sie hielt eines hoch, blätterte es durch und zeigte mir die vielen rot angestrichenen Stellen des letzten Tests.

„Das ist eine Katastrophe. Fehler, Fehler, Fehler.“

Sie erhob sich und wühlte in den anderen Arbeiten. Überall präsentierte sich das gleiche Bild: Ein Meer aus Fehlerblut triefte von dem Papier. Ratlos zählte ich geistig bis 24. In meiner Schulzeit war Rot unerwünscht aber unvermeidbar gewesen, wie Blähungen und Verwesung. Mein Angelika-Modell setzte sich zuverlässig in Betrieb und gab mir die nächsten Dialogzeilen vor:

„Angelika, Schule für begabte, *schwer erziehbare* Kinder. Viel besser jetzt. Vor acht Monaten: Katastrophe. Immer besser. Kleiner Rückschlag, na und!“



Angelika akzeptierte es, wenn ich manchmal nicht auf Normalo-Deutsch übersetzte. Gelegentlich verstand sie nicht und fragte nach. Das mochte ich an ihr. Vielleicht war es der Grund, warum ich mit ihr zusammen war.

Ich hatte keine Ahnung, ob der Inhalt, den ich von mir gab, stimmte, es war irrelevant. Ihr ging es immer nur um den Tonfall. Folglich hatte meine Stimme die warme, unterstützende Tönung angenommen, die sie erfahrungsgemäß beruhigen würde. Wahrscheinlich hätte ich „Gutti, Gutti, Gutti“ sagen können und eine ähnliche Wirkung erzielt. Frühkindlich konditionierte Prägung mittels gutturalen Beruhigungslauten. Mein altes Angelika-Modell zeigte bei der neuen Angelika 2.0 weiterhin Wirkung. Sie blickte mich getröstet an:

„Meinst du wirklich?“

„Klar“

„Was habe ich falsch gemacht?“

„Sprich mit Lehrern. Vielleicht sie auch Probleme.“

Falls Angelika 2.0 nicht auf die Idee käme, mit einer Vielzahl ihrer Kollegen zu telefonieren, hätte ich heute Abend Ruhe vor ihr. In Wirklichkeit hatte ich eine andere Theorie, für deren Gültigkeit ich zunehmend mehr Beweise entdeckte. Unsere Leben waren verflucht. Ich weiß nicht, ob es höhere Wesen gibt, die aus einer Laune heraus mit uns spielen, wie Gott mit Hiob, oder ob es Strömungen in der allgemeinen Gemengelage des Lebens sind, deren Interferenzen an kleinen Punkten verstärkt auftreten und



unsere Existenzen vernichten. Fakt war, dass ich mich im Brennpunkt eines negativen Einflusses befand, der erfolgreich alles Erquickliche aus meinem Alltag verbannt hatte. Die verbrannte Wüstenei, in der ich mich befand, war bar aller Genüsse, öde und grau. Angelika 1.0 hatte das Pech gehabt, das Bett mit mir zu teilen und Angelika 2.0 wurde jetzt ebenfalls von den Ausläufern meiner Lebensstörungsfront erfasst.

„Das klingt gut.“

Jetzt lächelte sie.

„Gut, was machen wir heute Abend? Ich lasse die Schularbeiten sein. Gehen wir aus?“

„Gerne. Oder hier Spaß?“

Ein Teil von mir setzte sich näher zu ihr und fing an, sie zu streicheln, ganz vergessend, dass es sich bei ihr um das Austauschmodell handelte. Sie stand auf:

„Nein, nicht jetzt, vielleicht später. Wie wäre es mit 'Pepe's'?“

Im Restaurant bestellte sie ihr Stammgericht, Spaghettini con Pesto und ich orderte Calamari alla Griglia. Dazu nahmen wir eine Flasche Chianti, es war der siebte Wein auf der Weinliste. In dem schummrigen Licht, erhellt von der Schwimmkerze auf ihrem Tisch, ergriff meine Hand die ihre. Bei Angelika 1.0 setzte das den Kopulationsmodus in Gang.

Das Licht schmeichelte ihrem Teint, auf dem die ersten Falten ihr Vernichtungswerk begonnen hatten. Die maximal akzeptable Lumenzahl war invers proportional zum Lebensalter, wobei die



Kurve nicht linear verlief, vermutlich logarithmisch. Ihre blauen Augen und ihr blondes Haar ließen sie bei 2,5 Lux sehr jung erscheinen. Kurz dachte ich an das Mädchen, das ihre Handyrechnung nicht hatte zahlen können. Wie war ihr Name gewesen? Nadou, richtig. Sehr ungewöhnlicher Name, vorher nie gehört. Immer hatte ich Doppel-X mit braunen Haaren bevorzugt, wie Nadou.

Warum ich Angelika geheiratet hatte? Sie akzeptierte mich. Außerdem war sie hässlich, vielleicht war das ein Grund für sie. Viele hatte sie vor mir nicht gehabt. Blaue Augen, glänzendes Haar, gut gelaunt, energiegeladen. Aber auch dürr, schlaffe Haut, kleiner Hängebusen und Orangenhaut. Sie hatte abgenommen im Lauf der Jahre und es stand ihr nicht. Ihre Seele war löchrig und ihr Körper lief aus. Als ich sie getroffen hatte, war sie das berstende Leben gewesen. Genauso prall und frisch wie ihr seinerzeit duftender Körper. Damals hatte ich bereits mehrere Jahre gearbeitet. Sie war ein Jahr jünger, hatte gerade ihr Studium beendet und ihren ersten Lehrauftrag erhalten. Das Fehlen eines absolvierten Studiums war mir peinlich, ihr und ihren gebildeten Freundinnen gegenüber. Einmal hatte ich von meiner Kurzausbildung erzählt und einer der eingebildeten Idioten von ihrer Universität hatte mich ausgelacht. Sie meinte, sie liebe mich auch ohne Titel.

Gelegentlich beunruhigte es mich, was einige Jahre verändern konnten. Wie mochten bloß die nächsten Jahrzehnte sein? Ich



## Thank You for previewing this eBook

You can read the full version of this eBook in different formats:

- HTML (Free /Available to everyone)
- PDF / TXT (Available to V.I.P. members. Free Standard members can access up to 5 PDF/TXT eBooks per month each month)
- Epub & Mobipocket (Exclusive to V.I.P. members)

To download this full book, simply select the format you desire below

